

Robinson Crusoe

Daniel Defoe

Robinson Crusoe

Aus dem Englischen von
Sybil Gräfin Schönfeldt

omnibus

OMNIBUS
ist der Taschenbuchverlag für Kinder
in der Verlagsgruppe Random House



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkendals AB, Schweden.

I. Auflage

Erstmals als OMNIBUS Taschenbuch Oktober 2007

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1719

unter dem Titel »The life and strange surprising adventures
of Robinson Crusoe«

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten durch
OMNIBUS, München

Übersetzung: Sybil Gräfin Schönfeldt

Lektorat: Gerd F. Rumler

Umschlagabbildung: Dieter Wiesmüller

Innenillustrationen und Karten: Don-Oliver Matthies

Umschlaggestaltung: Network!

Werbeagentur GmbH, München

he · Herstellung: CZ

Gesetzt aus der Centaur in der Verlagsgruppe Random House

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-570-21868-6

Printed in Germany

www.omnibus-verlag.de

Robinson Crusoe







Inhalt

1. Robinsons Abstammung und erste Ausfahrt	11
2. Guineafahrten, Gefangenschaft bei den Seeräubern und Flucht	26
3. Neue Fahrt und Schiffbruch	49
4. Robinson richtet sich auf der Insel ein	60
5. Robinson führt Tagebuch und wird Ackerbauer	78
6. Robinson wird Handwerker und erforscht seine Insel	100
7. Robinson baut ein Boot und fährt um die Insel	114
8. Robinson wird Tierzüchter und vermehrt sein Ackerland	127
9. Robinson entdeckt die Spuren von Wilden und verstärkt seine Festung	138
10. Die Insel wird von Kannibalen besucht und ein europäisches Schiff strandet	153
11. Neuer Kannibalenbesuch und Robinson findet einen Genossen	159
12. Robinson baut ein neues Boot und entreißt den Kannibalen einen Spanier und Freitags Vater	177
13. Robinson rüstet eine Fahrt, um die schiff- brüchigen Spanier zu retten	193
14. Robinson besiegt die Meuterer	197
15. Robinson kehrt nach England zurück und verkauft seine Pflanzung in Brasilien	223

16. Robinson will seine Insel besuchen und erlebt neue Abenteuer	239
17. Was in Robinsons Abwesenheit auf der Insel geschehen ist	244
18. Die große Kannibalenschlacht	255
 Nachwort	 267

Robinsons Abstammung und erste Ausfahrt



eine Familie stammt aus der Stadt York. Dort wurde ich 1632 geboren. Das war in der Zeit, als in Deutschland der dreißigjährige Bürgerkrieg zwischen den evangelischen und katholischen Fürsten schon 14 Jahre lang wütete. Eben war König Gustav Adolf von Schweden nach Deutschland gekommen, um von dem unter sich uneinigen Reich einen Fetzen für sich abzureißen. Ich erinnere mich, wie der Vater häufig von seinem unglücklichen Heimatlande erzählte; denn er war ein Deutscher und hieß Kreuzner. Er stammte aus Bremen, hatte sich in Hull als Kaufmann niedergelassen und war wohlhabend geworden. Im Alter gab er seinen Beruf auf und zog sich in die Heimatstadt meiner Mutter, nach York, zurück. Hier lebte die Verwandtschaft der Mutter, lauter ehrenwerte und vornehme Leute, die den Namen Robinson führten, und ich wurde Robinson Kreuzner genannt. Die Engländer aber sprechen Kreuzner wie »Crusoe« aus. So bin ich zu dem Namen Robinson Crusoe gekommen.

Von meinen zwei älteren Brüdern war der eine Oberstleutnant im Infanterieregiment des berühmten Oberst Lockhardt in Flandern. Er fiel in der Schlacht gegen die Spanier bei Dünkirchen. Der zweite Bruder ist in die Welt hinausgezogen. Ich habe

ebenso wenig erfahren, wo er geblieben ist, als meine Eltern gewusst haben, wohin ich geraten war. Mein Vater befand sich schon in hohem Alter. Mich, als den dritten und jüngsten Sohn, hatte er gute Schulen besuchen lassen und sehr sorgfältig erzogen. Er wollte durchaus einen Rechtsgelehrten aus mir machen. Aber mir gefiel nichts in der ganzen Welt mehr als das Leben auf See. Mein Kopf war allezeit von allerhand in die Ferne schweifenden Gedanken angefüllt und alle Befehle meines Vaters und alle besorgten Reden meiner Mutter vermochten nicht, meine Neigungen zu ändern.

Mein Vater war ein ernster und kluger Mann. Er gab mir manchen überlegten und weisen Rat, um mich von meiner Abenteuerlust zu heilen. Als er einmal krank zu Bett lag – im Alter plagte ihn häufig die Gicht –, ließ er mich zu sich rufen und erteilte mir einen heftigen Verweis. Er wollte von mir wissen, welchen Sinn meine Wanderlust habe, warum ich mein Vaterhaus und das Land meiner Geburt verlassen wolle. Hier könne ich doch mein Auskommen finden und durch Arbeit und Fleiß mein Glück machen. Nur Leute in verzweifelten Umständen, so hielt er mir vor, wagten sich in die weite Welt hinaus. Er werde für mich sorgen und mir zu meinem Lebensberuf alle Wege ebnen. Wenn es mir nicht gut gehe in der Welt, so sei das nur mein eigener Fehler oder mein Schicksal; er habe keine Verantwortung dafür, nachdem er mich so nachdrücklich vor Unternehmungen gewarnt habe, die, wie er bestimmt wisse, mir zum Verderben reichen müssten. Mit einem Wort, er wolle alles Mögliche für mich tun, wenn ich zu Hause bleiben und seiner Anweisung gemäß meine Existenz begründen wolle, aber er werde sich nicht dadurch zum Mitschuldigen an meinem Missgeschick machen, dass er mein Vorhaben, in die Fremde zu gehen, irgendwie unterstützen werde.

Schließlich hielt er mir das Beispiel meines älteren Bruders vor, den er mit denselben triftigen Gründen gewarnt habe, nicht in den niederländischen Krieg zu ziehen. Dennoch sei derselbe nicht zu überreden gewesen, von seinem Wunsch, in das Heer zu treten, abzustehen, und so sei er in jugendlichem Übermut seinem Verderben entgegengegangen und habe darum auf fremder Erde einen frühen Tod gefunden.

»Ich werde zwar«, so endete mein Vater, »nicht aufhören, für dich zu beten, aber das sage ich dir im Voraus: Wenn du deine törichten Pläne verfolgst, wird dir Gott seinen Segen nicht dazugeben, und du wirst vielleicht einmal Muße genug dazu haben, darüber nachzudenken, dass du meinen Rat in den Wind geschlagen hast, wenn niemand mehr da sein dürfte, der dir helfen könnte.«

Bei dem letzten Teil unseres Zwiegespräches, der, wie mein Vater wohl selbst kaum ahnte, wahrhaft prophetisch war, strömten ihm die Tränen über die Wangen, besonders als er meinen gefallenen Bruder erwähnte, und als er von der Zeit sprach, in welcher die Reue zu spät kommen dürfte und niemand da sein werde, um mir beizustehen, geriet er gar in solche Bewegung, dass er nicht weiterreden konnte.

Ich war durch seine Worte tief ergriffen, und daher nahm ich mir vor, nicht mehr an ein Fortgehen zu denken, sondern mich, den Wünschen meines Vaters gemäß, zu Hause niederzulassen.

Aber ach! Schon nach wenigen Tagen waren diese guten Vorsätze vergessen, und um dem eindringlichen Zureden meines Vaters zu entgehen, beschloss ich einige Wochen später, mich heimlich davonzumachen. Jedoch führte ich meine Absicht nicht in der Hitze des ersten Entschlusses aus, sondern nahm eines Tages meine Mutter, als sie ungewöhnlich guter Laune

schien, beiseite und erklärte ihr, dass meine Leidenschaft, die Welt zu sehen, unüberwindlich sei, dass sie mich zu allem andern, was es auch sei, untauglich mache und dass mein Vater besser daran täte, mir seine Zustimmung zu geben, als mich zu zwingen, ohne sie zu gehen. Ich sei nun achtzehn Jahre, und ich bat sie, bei dem Vater ein gutes Wort einzulegen, dass er mich eine Seereise zum Versuch machen lasse. Käme ich dann wieder und die Sache hätte mir nicht gefallen, so wollte ich nie mehr fort und verspräche, dann durch doppelten Fleiß und Eifer die verlorene Zeit wieder einzubringen. Diese Mitteilung versetzte meine Mutter in große Aufregung. Sie meinte, es sei ganz vergebens, mit meinem Vater über so etwas zu reden; der wisse zu gut, was zu meinem Besten diene, um mir seine Einwilligung zu so gefährlichen Unternehmungen zu geben. Sie wundere sich, fügte sie hinzu, dass ich nach der Unterredung mit meinem Vater und seinen liebevollen Ermahnungen noch an so etwas denken könne. Wenn ich mich absolut zugrunde richten wolle, so sei mir nicht zu helfen; aber darauf könnte ich mich verlassen, dass ich ihre Zustimmung dazu niemals erhalten werde; sie ihrerseits wolle keinen Teil an meinem Unglücke haben, und ich solle niemals sagen können, sie habe ihre Hand zu etwas geboten, was gegen den Willen meines Vaters sei.

Wie ich später erfuhr, hatte meine Mutter trotz ihrer Versicherung, dem Vater davon nichts mitteilen zu wollen, ihm dieses Gespräch doch von Anfang bis zu Ende erzählt. Er sei davon sehr betroffen gewesen und habe seufzend geäußert: »Der Junge könnte nun zu Hause sein Glück machen! Geht er aber in die Fremde, so wird er der unglücklichste Mensch von der Welt werden. Meine Zustimmung bekommt er nicht!«

Es dauerte noch beinahe ein volles Jahr, ehe ich meinen Vor-

satz trotzdem ausführte; in dieser ganzen Zeit aber blieb ich taub gegen alle Vorschläge, einen Beruf anzufangen, und machte meinen Eltern häufig Vorwürfe, dass sie sich meinen sehnlichsten Wünschen so entschieden widersetzen.

Eines Tages war ich in Hull, wohin ich, zufällig und ohne Fluchtgedanken zu hegen, gekommen war. Dort traf ich einen Kameraden, der im Begriff stand, mit dem Schiff seines Vaters nach London zu fahren. Er drang in mich, ihn zu begleiten, indem er mich damit verlockte, dass er mir freie Fahrt anbot.

So geschah es, dass ich, ohne Vater und Mutter um Rat zu fragen, ja ohne ihnen auch nur ein Wort zukommen zu lassen und es dem Zufall überlassend, ob sie etwas von mir hören würden, ohne Gottes und der Eltern Segen und ohne Rücksicht auf die Umstände und Folgen meiner Handlung, in einer unglückseligen Stunde am 1. September 1651 an Bord des nach London bestimmten Schiffes ging.

Niemals hat das Unglück eines jungen Wagehalses kürzere Zeit auf sich warten lassen und länger gewährt als das meinige. Kaum war das Schiff aus dem Humberfluss heraus, als ein heftiger Sturm aufkam und das Meer grausam zu toben begann. Weil ich zuvor niemals auf See gewesen war, wurde ich augenblicklich seekrank und war von entsetzlicher Angst erfüllt.

Der Sturm nahm zu, immer höher wälzten sich die Wellen heran, ich glaubte, jede heranrollende Welle suche mich brüllend zu verschlingen. Sooft das Schiff in ein Wellental niedersank, fürchtete ich, es könnte sich nicht mehr aufrichten. In meiner Herzensangst gelobte ich, geradewegs nach Hause zu reisen und mein Lebtage auf kein Schiff mehr zu gehen, wenn mich Gott auf dieser ersten Reise am Leben ließe und ich meinen Fuß wieder aufs trockene Land setzen könne.

Diese weisen und vernünftigen Gedanken hielten an, solange der Sturm dauerte und sogar noch ein wenig länger; aber am nächsten Tage legte sich der Wind, die See ging ruhiger, und ich fing an, die Sache mehr gewohnt zu werden. Doch blieb ich den ganzen Tag still und ernst und litt auch noch etwas unter der Seekrankheit. Aber am späten Nachmittage klärte sich das Wetter auf, der Wind legte sich, und es folgte ein angenehmer Abend. Die Sonne ging leuchtend unter und am anderen Morgen ebenso schön auf, und da wir wenig oder gar keinen Wind hatten und eine glatte, von der Sonne übergossene See, so erschien mir dieser Anblick so herrlich wie nie zuvor.

Ich hatte diese Nacht gut geschlafen, und frei von Seekrankheit, in bester Laune, betrachtete ich voll Bewunderung das Meer, das gestern so wild und fürchterlich gewesen und nur kurze Zeit darauf so friedlich und anmutig vor uns dalag. Und gerade jetzt, damit meine guten Vorsätze ja nicht standhalten sollten, trat mein Kamerad, der mich verführt hatte, zu mir.

»Nun, Bob«, sagte er, indem er mir auf die Schulter klopfte, »wie ist dir's lieber? Ich wette, du hast dich gefürchtet gestern, bei der Hand voll Wind, die wir hatten, was?«

»Eine Hand voll Wind nennst du das?«, rief ich. »Es war ein schrecklicher Sturm!«

»Ein Sturm?«, erwiderte er. »Oh du Narr, hältst du das für einen Sturm? Das war ja gar nichts. Gib uns ein gutes Schiff auf offener See, so kümmern wir uns keinen Deut um eine so elende Brise; aber du bist eben nur ein Süßwassermatrose, Bob. Komm, wir wollen einen Topf Punsch brauen, und die Sache wird bald vergessen sein, sieh nur, welch herrliches Wetter wir haben.«

Um es kurz zu machen: Wir folgten dem Seemannsbrauch; der Punsch wurde gebraut, und ich wurde damit halb betrunken

gemacht, und in dem Leichtsinn dieser einen Nacht ertränkte ich alle meine Reue, alle meine Gedanken über die Vergangenheit und alle meine guten Vorsätze für die Zukunft. So wie die See, als der Sturm sich gelegt, wieder ihre glatte Oberfläche und friedliche Stille angenommen hatte, so war auch der Aufruhr in meinem Innern vorüber. Meine Befürchtungen, von den Wogen verschlungen zu werden, hatte ich vergessen, meine alten Wünsche kehrten zurück, und die Gelübde und Versprechungen, die ich in meinem Innern getan, kamen mir vollständig aus dem Sinn. Ab und zu stellten sich allerdings wieder einige Bedenken bei mir ein, und ernste Gedanken versuchten, in meine Seele einzudringen; allein ich schüttelte sie ab und suchte mich von ihnen, wie von einer Krankheit, loszumachen, und indem ich mich ans Trinken und lustige Gesellschaft hielt, wurde ich bald Herr über diese »Anfälle«, wie ich sie zu nennen beliebte, und ich hatte in fünf oder sechs Tagen einen so vollständigen Sieg über mein Gewissen errungen, als es ein junger Mensch, der entschlossen ist, sich nicht davon beunruhigen zu lassen, nur tun kann.

Aber ich sollte noch eine neue Probe bestehen! Die Vorsehung hatte, wie es in solchen Fällen gewöhnlich zu sein pflegt, beschlossen, mich vollständig ohne irgendeine Entschuldigung zu lassen. Denn wenn ich dieses erste Mal nicht für eine Erlösung ansehen wollte, so war die nächste Gelegenheit so beschaffen, dass der gottloseste und verhärtetste Bösewicht sowohl die Größe der Gefahr als auch die der göttlichen Barmherzigkeit dabei hätte anerkennen müssen.

Am sechsten Tage unserer Schifffahrt erreichten wir die Reede von Yarmouth, weil wir durch Gegenwinde und durch stille See seit dem letzten Sturm aufgehalten worden waren. Wir muss-

ten auf der Reede ankern, da uns ein steifer Südwest immer noch entgegenstand. Wir lagen dort sieben oder acht Tage wie viele andere Schiffe von Newcastle her auf eben dieser Reede vor Anker, welche den gemeinsamen Hafen für alle die Schiffe abgab, die guten Wind abwarteten, um die Themse aufwärts zu fahren.

Wir wären vor Yarmouth nicht so lange liegen geblieben, wenn der Wind nicht stark zugenommen hätte. Am vierten oder fünften Tage stand er uns sehr scharf entgegen. Die Reede gilt als guter Hafen, hat einen bequemen Ankergrund und unsere Ankertaue waren stark. Unsere Leute machten also von dem bisschen Wind nicht viel Wesens und brachten ihre Zeit mit Schlafen und Fröhlichkeit zu. Allein am Morgen des achten Tages schwoll der Wind zum Sturm an. Wir hatten alle Mühe, die Topsegel einzuziehen und alles dicht und festzumachen, dass das Schiff so ruhig wie möglich vor Anker liegen konnte. Um Mittag ging die See sehr hoch. Große Wellen schlugen über das Deck, und ein- oder zweimal meinten wir, der Anker sei losgerissen, worauf unser Kapitän sogleich den Notanker loszumachen befahl, sodass wir nun von zwei Ankern gehalten wurden.

Unterdessen erhob sich ein wahrhaft fürchterlicher Sturm und jetzt sah ich zum ersten Mal Angst und Bestürzung auch in den Mienen unserer Seeleute. Ich hörte den Kapitän leise vor sich hin sagen: »Gott sei uns gnädig! Wir sind alle verloren! Wir werden alle umkommen!«

Während der ersten Verwirrung lag ich ganz still in meiner Kojе, die sich im Zwischendeck befand, und war in einer unbeschreiblichen Stimmung. Es war mir nicht möglich, die vorigen reuigen Gedanken, die ich so offenbar von mir gestoßen hatte, wieder aufzunehmen. Ich hatte geglaubt, die Todesgefahr über-

standen zu haben, und gemeint, es würde jetzt nicht so schlimm werden wie das erste Mal. Jedoch als der Kapitän in meine Nähe kam und die erwähnten Worte sprach, erschrak ich zu Tode. Ich stand auf, ging aus meiner Kajüte und sah mich um; aber ich hatte noch niemals einen so furchterregenden Anblick erlebt. Die Wellen gingen bergeshoch und begruben uns alle drei bis vier Minuten. Ich sah nichts als Jammer und Not ringsumher. Zwei Schiffe, die in unsrer Nähe vor Anker lagen, hatten, weil sie zu schwer beladen waren, ihre Mastbäume kappen müssen, und unsere Leute riefen einander zu, dass ein Schiff, welches etwa eine Meile vor uns vor Anker lag, gesunken sei. Zwei andere Schiffe, deren Ankertaue gerissen waren, waren von der Reede auf die See getrieben und, aller Masten beraubt, dem Untergange preisgegeben. Die leichten Fahrzeuge waren am besten daran, da sie der See nicht so viel Widerstand entgegensetzen konnten, aber zwei oder drei von ihnen trieben auch ab und wurden vom Winde, dem sie nur den Klüver boten, hin und her gejagt.

Gegen Abend fragten der Steuermann und der Bootsmann den Kapitän, ob sie nicht den Fockmast kappen dürften. Er wollte anfangs nicht daran, aber als der Bootsmann ihm entgegenhielt, dass andernfalls das Schiff sinken würde, willigte er ein. Als man den vorderen Mast beseitigt hatte, stand der Hauptmast so lose und erschütterte das Schiff dermaßen, dass die Mannschaft genötigt war, auch ihn zu kappen und das Deck zu räumen.

Jedermann kann sich leicht denken, in welchem Zustand ich mich bei alledem befand; ich, der ich ein Neuling zur See war und erst so kurz vorher eine solche Angst ausgestanden hatte. Doch wenn ich die Gedanken, die ich damals hatte, jetzt noch richtig anzugeben vermag, so war mein Gemüt zehnmal mehr in

Trauer darüber, dass ich meine früheren Absichten aufgegeben und wieder zu den vorher gefassten Plänen zurückgekehrt war, als über den Gedanken an den Tod selbst. Diese Gefühle im Verein mit dem Schrecken vor dem Sturm versetzten mich in einen solchen Gemütszustand, dass ich ihn nicht mit Worten beschreiben kann. Das Schlimmste aber war noch nicht gekommen.

Der Sturm wütete dermaßen fort, dass selbst die Seeleute zugeben, niemals einen schlimmeren erlebt zu haben.

Wir hatten zwar ein gutes Schiff, allein es war zu schwer beladen und schwankte so stark, dass die Matrosen wiederholt riefen, es werde kentern. In gewisser Hinsicht war es gut für mich, dass ich die Bedeutung dieses Wortes nicht in seinem vollen Umfang kannte, bis ich später danach fragte.

Mittlerweile wurde der Sturm so heftig, dass ich sah, was man nicht oft zu sehen bekommt: nämlich wie der Kapitän, der Bootsmann und etliche andere zum Gebet ihre Zuflucht nahmen.

In der Mitte der Nacht kam ein Matrose aus dem Schiffsraum heraufgestiegen und schrie überlaut, wir hätten ein Leck bekommen! Ein anderer rief dazwischen, im Raum stehe schon vier Fuß tief Wasser! Sofort erscholl der Ruf: »An die Pumpen!« Bei diesem Wort erstarrte mir das Herz im Leibe. Die Bootsleute schrien mir zu, wenn ich auch sonst zu nichts zu gebrauchen wäre, so könne ich doch wie jeder andere wohl pumpen. Da raffte ich mich auf, eilte zur Pumpe und fing an zu arbeiten.

Inzwischen hatte der Kapitän bemerkt, dass einige leicht beladene Kohlenschiffe, weil sie den Sturm vor Anker nicht auszuhalten vermochten, in die freie See stachen und sich uns näherten. Daher befahl er, ein Geschütz abzufeuern und dadurch ein Notsignal zu geben. Ich, der nicht wusste, was das zu



bedeuten hatte, war so erschrocken, dass ich glaubte, das Schiff sei aus den Fugen gegangen oder irgendetwas Schreckliches sei vorgefallen. Mit einem Wort, ich fiel in Ohnmacht. Weil aber jeder nur an Erhaltung seines eigenen Lebens dachte, bekümmerte sich niemand um mich und darum, was aus mir würde. Ein anderer nahm meine Stelle an der Pumpe ein, stieß mich mit dem Fuße beiseite und ließ mich für tot liegen, bis ich nach geraumer Zeit wieder zu mir kam.

Wir arbeiteten unermüdlich weiter, aber das Wasser stieg im Schiffsraum immer höher, und das Schiff begann, augenscheinlich zu sinken. Zwar legte sich der Sturm jetzt ein wenig, allein unmöglich konnte unser Fahrzeug sich so lange über Wasser halten, bis wir einen Hafen erreichten. Deshalb ließ der Kapitän fortwährend Notschüsse abfeuern.

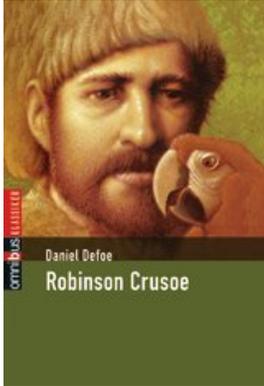
Ein leichtes Schiff, das vor uns hergetrieben war, wagte es, uns ein Boot zur Hilfe zu senden. Der Nachen wurde hin und her geschleudert, kam mit größter Gefahr in unsere Nähe, allein es war unmöglich, beim Schiff anzulegen. Endlich vermochten unsere Leute, den Rettern ein Tau zuzuwerfen. Daran zogen sie sich

bis unter das Heck unseres Schiffes und wir konnten uns sämtlich in das Boot hinunterlassen. Wir durften jedoch nicht daran denken, ihr eigenes Schiff zu erreichen, ließen das Boot treiben und steuerten so viel wie nur möglich dem Ufer zu. Unser Kapitän versprach ihnen, er wolle das Boot bezahlen, falls es beim Landen in Stücke ginge. Endlich kam das Boot durch Treiben und hartes Rudern ans Ufer und stieß nahe Winterton-Ness an Land.

Kaum hatten wir unser Schiff verlassen, als wir es sinken sahen. Ich vermochte kaum hinzublicken, als ein Matrose mir sagte, das Schiff gehe unter. Von dem Augenblick an, als sie mich in das Boot hineingeworfen hatten, war mein Herz wie tot. Der Schrecken, die Unruhe des Gemüts, meine Gewissensbisse hatten mir hart zugesetzt.

Als wir dem Land näher kamen, konnten wir, wenn unser Boot auf den Rücken einer Welle emporgehoben wurde, am Strande viele Leute laufen sehen, die uns Hilfe bringen wollten. Allein wir kamen nur langsam näher, denn wir mussten erst am Leuchtturm von Winterton vorbei. Dort kürzt sich die Küste westlich gen Cromer ab und das hohe Land mindert die Heftigkeit des Windes. Hier ruderten wir ans Land und vermochten, unter großer Beschwerlichkeit den Strand zu erreichen. Wir kamen zu Fuß nach Yarmouth, und sowohl die Obrigkeit des Ortes als auch die Kaufleute und Schiffseigner halfen uns schiffbrüchigen Leuten, soviel sie nur konnten. Sie gaben uns auch Geld, damit wir unsere Reise nach London fortsetzen oder nach Hull zurückfahren konnten.

Es wäre mein Glück gewesen, wenn ich so viel Vernunft besessen hätte, nach Hull und in meine Heimat zurückzukehren. Mein Vater hätte, gleich dem Vater im biblischen Gleichnis, un-



Daniel Defoe
Robinson Crusoe

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-21868-6

cbj

Erscheinungstermin: September 2007

Ein Abenteuer kommt selten allein ... - Die schönsten Klassiker der Kinderliteratur jetzt bei Omnibus.

Aus Abenteuerlust zieht es den jungen englischen Kaufmannssohn Robinson Crusoe hinaus auf die Weltmeere. Als das Schiff in heftigem Sturm kentert, rettet sich Robinson als einziger Überlebender auf eine unbewohnte Insel. Mit einfachsten Mitteln baut er sich ein neues Leben auf. Viele Jahre lang lebt er völlig auf sich allein gestellt, bis er eines Tages einem jungen Eingeborenen das Leben rettet.

- In wunderschöner moderner Ausstattung
- Behutsam überarbeitet und gekürzt